

Resilient Verbrauchende – Resilienter Verbrauch

Die Resilienzforschung hat seit der Jahrtausendwende und insbesondere nochmals in den vergangenen zehn Jahren interdisziplinär einen erheblichen Aufschwung erfahren (vgl. dazu u. a. Endreß/Maurer 2015, Wink 2016, Karidi/Schneider/Gutwald 2018, Ungar 2021). In der typischen Verwendung von Resilienz Begriffen dominiert dabei vor allem ein Gegenwartsbezug und damit ein sehr begrenzter Zeithorizont. Für diesen wird (mehr oder weniger) plausibel von Überschaubarkeit, hinreichender Erwartbarkeit, der Möglichkeit der Anwendbarkeit erprobten Wissens und somit insgesamt von der Handhabbarkeit der diagnostizierten Situation ausgegangen. Offenkundig wird so etwas wie ein „Normalzustand“, eine Richtgröße mit Blick auf die Situation, den Zustand oder die Konstellation angenommen, auf die hin von Resilienz gesprochen wird. In der Rede von Resilienz als einem Zustand ist solchermassen regelmäßig das Verständnis leitend, man könnte recht selbstverständlich und vor allem abschätzbar eine Zielvorstellung für eine bestimmte Einheit oder ein Phänomen (sei es eine Praxis, eine Person, eine Stadt oder eben ein ‚System‘) im Hinblick auf deren oder dessen Resilienz formulieren. Dies wiederum setzt voraus, dass Klarheit nicht nur darüber besteht, unter welcher Perspektive die Betrachtung einer sozialen Einheit, also *unter* welchem und im Hinblick *auf* welchen Gesichtspunkt diese unter Bezug auf „Resilienz“ vorgenommen wird, sondern auch, welche Maßstäbe für diese Betrachtung als relevant erachtet werden können und mit welchen Mitteln die damit angestrebten Ziele denn zu erreichen sind. Antworten auf die Gesamtheit dieser Aspekte scheinen für Fragen des Verbrauchens nicht so offensichtlich.

Unter dem Titel „Resilient Verbrauchende – Resilienter Verbrauch“ soll deshalb nachfolgend ein Versuch vorgestellt werden, eine systematische Perspektive zu entwickeln, die den Gewinn eines reflexiven Resilienzkonzepts für Fragen des Verbrauchens möglichst umfassend dokumentiert. Die Überlegungen gliedern sich in vier Abschnitte. Im Anschluss an eine Vorbemerkung (1) gilt die Aufmerksamkeit zunächst der Darlegung eines reflexiven Resilienzbegriffs, die ich in elf Thesen gegen einen analytischen Reduktionismus in der Resilienzforschung vorlegen möchte (2), bevor resilient Verbrauchende und resilienter Verbrauch in der Gegenwart im Zentrum dieses

Beitrages stehen (3). Ein abschließender Ausblick (4) wird Implikationen und Optionen für eine aktuelle Verbraucherpolitik skizzieren.

1. Vorüberlegungen

Angesichts des Themas „Verbraucherresilienz: Risikofaktoren, Vulnerabilitäten und Interventionen“ bedarf es aus meiner Sicht zunächst zweier Vorüberlegungen:

Zum einen haben sich die Rahmenbedingungen und Konturen einer Erörterung dieses Themas seit dem Überfall Russlands auf die Ukraine, wenn nicht fundamental, so doch zumindest markant verändert, ja zugespitzt. Gegenwärtig dürfte diese Konstellation nahezu jeden Aspekt des Themas „Verbraucherresilienz“ tangieren, wenn nicht dominieren. Zum Code „Z“ des russischen Überfalls passen denn auch – in geradezu ironischer Brechung – die im Westen bemühten Begrifflichkeiten zur Deutung der Situation: „Zeitenwende“ und „Zäsur“. Die Aspekte dieses Einschnitts lassen sich mit zahlreichen Stichworten skizzieren, die den politischen und gesellschaftlichen Sprachhaushalt seither angereichert haben. Insbesondere die Begriffe Gasspeicherkapazität und LNG-, also Flüssiggas-Terminals, sowie Debatten um eine mögliche Stromknappheit durchziehen die öffentlichen Kontroversen. Entsprechend sind steigende Preise angesichts einer erheblichen Inflation zur allgemeinen Sorge geworden und Verbrauchende konsequent „Auf der Suche nach dem Einsparpotenzial“ (Tagesschau.de 2022–09–24). Es wird gefragt „Was man (sich) sparen kann“ (ZEIT 2022–08–25, vgl. auch ZEIT 2022–07–14), konstatiert, dass „den Verbrauchern ... die Laune“ vergeht (FAZ 2022–08–27) und obwohl im vergangenen Jahr eine Energiepreiskontrolle umgesetzt wurde, um ein Frieren im Winter zu verhindern, wurde deren Zuschnitt doch nochmals als eine Verschärfung und als ein „Stresstest für die Mittelschicht“ angesehen (FAZ 2022–09–17).

Zum anderen ist es aktuell eine zweite Konstellation, die sich wie ein Schleier über das Thema „Verbraucherresilienz“ legt: der Klimawandel und die Erfahrungen des – so die bisherige Wahrnehmung – „Extremommers“ des Jahres 2022. Angesichts vermeintlich intensiver Regenfälle in den letzten Monaten des Jahres 2022 und des beginnenden Jahres 2023 scheint diese Konstellation bei manchen schon wieder in Vergessenheit geraten zu sein, doch es handelt sich hier um eine sich nachhaltig haltende Konstellation: So ist auf die erhebliche Wasserknappheit zu verweisen, die über das Phänomen historisch niedriger Pegelstände der Flüsse im Sommer 2022 (NZZ 2022–08–29) zugleich Lieferengpässe aufgrund der dadurch stark eingeschränkten

Schiffahrtswege nach sich zog. Darüber hinaus hat sich die anhaltende Wasserknappheit zu einem strukturellen Problem der Höhe des Grundwasserspiegels entwickelt, die die Notwendigkeit, Wasser zu sparen, auf absehbare Zeit zum Dauerthema des Verbrauchens machen wird. Schließlich hat die galoppierende Erderwärmung inzwischen sogar dazu geführt, dass Deutschland zum Waldbrandland ausgerufen werden musste. Für die Zukunft lässt zudem das entweder bereits erfolgte oder absehbare weitere Waldsterben auch hier nichts Gutes erwarten.

Es sind vor allem diese langfristigeren Perspektiven für Verbraucherinnen und Verbraucher, die die Tagesordnungen der öffentlichen Debatten bestimmen: Die sowohl durch die immense und durch – nur unzureichend als „Sondervermögen“ kaschierte – Nebenhaushalte nochmals angetriebene Verschuldung wie auch die einerseits durch diese Verschuldungsspirale und andererseits durch die „Klimakrise“ forcierte Problematisierung aller Frage nach intergenerationeller Gerechtigkeit nehmen sich zunehmend dramatischer aus. Signifikante Referenz für die weiterhin dominierende Praxis des Verbrauchens und die damit einhergehenden Strukturen der Produktion des Verbrauchbaren ist der Erdüberlastungstag. Im Jahr 2022 war dieser in Deutschland so früh wie noch nie – seit er im Jahr 1970 erstmals berechnet wurde – erreicht: inzwischen ist es bereits der 4. Mai eines jeden Jahres.

Kurzum: der Verbrauch, den sich diese Gesellschaft weiterhin meint leisten zu können, frisst mit weiterhin zunehmender Intensität die Lebensgrundlagen der Verbrauchenden. Der Begriff „Verbrauch“ ist hier also ganz wörtlich zu nehmen: es ist ein Aufbrauchen; ein Gebrauch, der zum Verschwinden der ihn ermöglichenden Ressourcen führt. Im Kern handelt es sich also um eine Logik der Selbstvernichtung. So werden den Verbraucherinnen und Verbrauchern aktuell sowohl „Risikofaktoren“ wie „Vulnerabilitäten“ der insbesondere industriell-geprägten Wirtschaftsform mit Blick auf die Rahmenbedingungen der eigenen Lebensform und Lebensführung überdeutlich vor Augen geführt. Die „Interventionen“ beschränken sich bis dato – weitgehend klassisch – der „Versorgungsstaat“ lässt grüßen – auf finanzielle „Entlastungspakete“ von staatlicher Seite, die jedoch – da es um Steuergelder geht – im Kern eine Paradoxie bilden. Denn die Entlastung der Verbrauchenden erfolgt durch die Belastung eben dieser – mit dem entscheidenden Aspekt einer zeitlichen Verschiebung: der Verlagerung auf spätere Generationen. Insoweit bildet der Dreiklang aus Ukraine-Überfall, Klimakatastrophe und intergenerationeller Gerechtigkeit eine Harmonie – wenn auch aktuell und aus absehbare Zeit eher eine des Schreckens.

Schon an dieser Stelle drängt sich dann konsequent eine weitere Frage auf: Von wessen „Resilienz“ wird gesprochen, wenn von „Verbraucherresili-

enz“ die Rede ist? Es ist hier naheliegend, zunächst von derjenigen der aktuell Verbrauchenden zu sprechen – eine Reflexion jedoch mit einem vermutlich eher kurzfristigen Zeithorizont. Und das ist ein erster Ansatzpunkt in systematischer Absicht: ein Ansatzpunkt für eine Reflexion über die Konturen des Konzepts „Verbraucherresilienz“, die weder die Herausforderungen der aktuellen Situation noch auch nur die der einzelnen Verbrauchenden zunächst in den Vordergrund rückt, sondern die vorrangig in Strukturen langer Dauer denkt.

2. Für einen reflexiven Resilienzbe­griff: Elf Thesen

Die folgenden elf Thesen richten sich gegen einen in der Resilienz­forschung üblichen analytischen Reduktionismus, um einen für das hier leitende systematische Anliegen hinreichend breiten wie auch tragfähigen Resilienz­begriff einführen zu können. Denn: Alle Welt redet von Resilienz. Womit aber hat man es hier zu tun? Mit einer Mode-Erscheinung (vor einiger Zeit fiel in der Presse sogar die Formulierung: „Resilienter Luxus“ (FAZ 2022-07-21))? Ist die Karriere dieses Begriffs damit Ausdruck begrifflicher wie argumentativer Hilflosigkeit oder ist sie als Aufnahme und Anverwandlung einer fruchtbaren Reflexionsperspektive zu verstehen? Eine Antwort auf diese Frage steht und fällt ersichtlich mit dem jeweils zugrunde gelegten Resilienzverständnis und Resilienz­begriff. Dazu zunächst einige Klarstellungen: Den Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen bilden meine bisherigen Versuche zur Entwicklung einer produktiven soziologischen Aufnahme und Transformation des in anderen disziplinären Zusammenhängen entwickelten Konzepts „Resilienz“ (vgl. Endreß 2015, 2019, 2022a, Endreß/Rampp 2015). Die entsprechenden Abgrenzungen und interdisziplinären wie konzeptionellen Debatten seien hier auf elf Thesen zugespitzt, um damit insbesondere den regelmäßig wiederholten Missverständnissen und vor allem den theoriepolitisch motivierten Kritiken am Resilienz­begriff zu begegnen:

1) Unter dem Begriff der „Resilienz“ werden in verschiedenen Sozialwissenschaften in jüngster Zeit Forschungsansätze insbesondere aus der Sozialökologie sowie der Psychologie rezipiert. Mit diesen beiden Rezeptionslinien verbinden sich jedoch deutlich unterschiedliche Vorstellungen und Konzeptualisierungen von Resilienz (siehe Thesen 2 und 3), deren Vermischung regelmäßig zu irritierenden Beiträgen, Debatten und Kritiken führt.

2) Psychologische Konzeptualisierungen von Resilienz – die dann vornehmlich auch in der pädagogischen sowie therapeutischen und Ratgeber-Literatur ihren Widerhall finden – konzentrieren sich auf ein subjektorien-

tiert es Resilienzverständnis, in welchem – erstens – gesellschaftliche und politische Konstellationen typischerweise lediglich als ‚Umweltfaktoren‘ in den Blick kommen, und in denen – zweitens – eine salutogenetische Leitperspektive, also eine Ausrichtung auf Heilung festgestellter Verletzungen (Vulnerabilitäten) dominiert.

3) Demgegenüber findet sich in der sozial- und humanökologischen Forschung – unter dem Stichwort des „adaptive cycle“, aber vor allem unter dem der „panarchy“ – die Vorstellung einer Mehrebenenkonstellation mit komplexen wechselseitigen Verflechtungen und daraus resultierenden Innovations- und Transformationspotentialen in – so die Redeweise – „komplexen Systemen“ (vgl. Holling 1973, Gunderson/Holling 2002, Folke 2006, Bousquet et al. 2021). Hierbei handelt es sich – kurzgefasst – um ein durch die Beachtung sowohl unterschiedlicher Zeitschichten mit unterschiedlichen Tempi als auch das dynamische Ineinander von Kontinuitäten und Diskontinuitäten charakterisiertes Prozessmodell dynamischer Stabilität.

4) Die in sozialwissenschaftlichen Kreisen aktuell so populäre Kritik am Resilienzbe­griff orientiert sich nun nahezu ausschließlich an dessen Verwendung im Rahmen psychologischer, pädagogischer und therapeutischer Literatur, also der in These 2 in aller Kürze skizzierten Reflexionslinie. Diese Kritik zielt m. E. zumindest z. T. richtigerweise auf die konzeptionelle Begrenztheit des hier obwaltenden Resilienzverständnisses und sie stellt sich – im Kern insbesondere unter Rekurs auf Arbeiten von Michel Foucault – unter die Stichworte: Neoliberalität, Passivität und Adaptivität (also Anpassung), wenn nicht gar (Macht-)Unterwerfung. Jedoch: Auch in dieser Kritik und dem auf die Befreiung von entsprechenden Konstellationen abzielenden Gegenargument dominiert letztlich ein subjektivistischer Zuschnitt, und zwar selbst dann noch, wenn es um Fragen von Macht, Herrschaft und Kontrolle geht. Denn der Fokus liegt hier jeweils auf einer Befreiung des Individuums von wie auch immer unter Rekurs auf den Be­griff „Resilienz“ adressierten und gearteten Zwangslagen.

5) Aber – und das ist aus meiner Sicht hier das Entscheidende – diese Kritik an einer sehr bestimmten Variante des Resilienzverständnisses wird stets auf ungute und letztlich dann sachlich unangemessene Weise auf die gesamte Resilienz­forschung bezogen, also generalisiert – und zwar ohne diese in ihrer Breite und ihrem analytischen Potential auch nur einigermaßen adäquat in den Blick zu nehmen. Das Motto scheint zu sein: Man legt sich einen in sozialwissenschaftlicher Perspektive spezifischen und schwachen Gegner zurecht und formuliert dann vehemente Kritik in prinzipieller Absicht. Eine Kritik allerdings, die dann ihrerseits leichtgewichtig und schwach dasteht, wenn man sie im Lichte der Breite der Debatte reflektiert, die eben

keineswegs nur subjektanalytisch auf ein neoliberales Flexibilisierungsnarrativ reduziert werden kann.

Jüngstes Beispiel für diese Sichtweise ist die von Philipp Staab 2022 unter dem Titel „Anpassung“ publizierte Studie. Denn das Ideal von Resilienz ist gerade nicht die schlichte „adaptive Gesellschaft“ (so Staab 2022: 81ff.), sondern eine sich reflexiv transformierende Gesellschaft. Es handelt sich nicht einfach nur um eine Perspektive in einer für „das kybernetische Denken typische[n] Logik der Stabilisierung ... durch adaptive Transformationen“, sondern um ein resilienzanalytisches Denken in einer Logik objektiver Möglichkeiten, also der Dynamisierung, durch prospektiv eruierte Transformationsoptionen. Der Fokus liegt also gerade nicht auf einer protektiven Technokratie und der Vorstellung einer „eigeninitiative[n] digitale[n] Technik“, die „entscheidende Fragen ... letztlich entpolitisiert“ (Staab 2022: 189). So rezipiert Staab (2022) auch vor allem die ihrerseits resilienzkritischen Arbeiten von Bröckling (2016), Chandler/Reid (2016), Folkers (2018), Graefe (2019) oder auch Graefe/Becker (2021). Pointiert formuliert: Ist es auch Wahnsinn, so hat es doch Methode, weil solchermaßen eben jede systematisch-konzeptionelle Auseinandersetzung mittels des vermeintlichen Doppelstigmas „neoliberal“ und „entpolitisiert“ von vornherein als sinnlos abgewiegelt wird. Und das Gesamtargument wird dann auch noch als eine weitere generalisierende Kritik an einer systemkonformen Soziologie der Vergangenheit ausgeflaggt, während man selbst die Seite der „kritische[n] Soziologie der Gegenwart“ zu vertreten beansprucht (Staab 2022: 91). Das geschieht, wie gesagt, ohne auch nur einen der soziologischen Beiträge zu einer theoretisch-konzeptionellen Auseinandersetzung und Weiterführung des Resilienzbegriffs rezipiert und kritisch erörtert zu haben. Mit diskursiven Überlegenheitsgestus wird jedem Diskurs aus dem Weg gegangen. – Ein in meinen Augen ganz unverständliches Vorgehen gerade dann, wenn man sich selbst attestiert, (noch) auf der Suche nach einem neuen Begriff zu sein, um das „Leitmotiv der nächsten Gesellschaft“ formulieren zu können.

6) Entsprechend dieser – wenn man so will – Metakritik muss sich m. E. eine Forschungsausrichtung, die nach der sozialwissenschaftlichen – und d. h. im vorliegenden Fall dann sowohl soziologischen wie auch politikanalytischen – Anschluss- und Verwendungsfähigkeit von Resilienzkonzepten, -analysen und -forschungsansätzen fragt, primär – wenn nicht gar ausschließlich – an der human- und sozialökologischen Forschung orientieren und an und mit dieser weiterdenken (vgl. auch Lorenz 2010). Dabei handelt es sich dann keineswegs um eine „vermeintlich emanzipatorische Umdeutung von Resilienz“ (so Graefe 2019: 23), sondern um den systematischen, theoretischen wie empirischen Anschluss an die konzeptionell wie

methodologisch und methodisch fortgeschrittenste Reflexionslinie resilienz-analytischer Forschung.

7) Nimmt man aus dem Blickwinkel eines reflexiven Resilienzbe­griffs eine sehr allgemeine Beobachtungsperspektive auf den Resilienzdiskurs ein, dann lassen sich – wie gesagt noch sehr abstrakt – auch Gemeinsamkeiten der beiden in den Thesen 2 und 3 unterschiedenen Rezeptionslinien ausmachen. Im Kern haben diese nämlich einen besonderen Typ sozialer Prozesse im Blick bzw. stellen auf einen solchen ab: Untersucht werden Strategien, Ressourcen und Rahmenbedingungen, die für individuelle und/oder soziale ‚Systeme‘ im Falle sog. ‚externer‘ Bestandsbedrohungen (wie Naturkatastrophen oder sozialen Schädigungen) im Zusammenspiel mit ‚internen‘ Vulnerabilitäten ein Überleben bzw. eine Bestandserhaltung potentiell sicherstellen – oder gar ein ‚Wachsen‘ an der bzw. den gestellten Herausforderung(en) qua Lernen ermöglichen können sollen.

Vor diesem Hintergrund möchte ich für einen konzeptionell-konstruktiven Umgang mit den Potentialen der sozial- und humanökologischen resilienzanalytischen Denktradition zu theoretischen und empirischen Zwecken im Rahmen der Sozialwissenschaften werben, der sich auch nochmals kritisch mit der dortigen Favorisierung eines strikt systemanalytischen Zugriffs auseinandersetzt. In dieser Absicht seien einige weitere Abgrenzungen formuliert:

8) Die aus unterschiedlichen Perspektiven formulierten Kritiken, Resilienz entweder als „Herrschaftsprogramm“ (Bracke 2016) oder aber – umgekehrt – als mach­ter­gessen zu kritisieren, da diese gegenüber „Macht und Herrschaft ... als nicht weiter zu befragende Umwelt abdunkelnd“ (Graefe 2019: 194 im Anschluss an MacKinnon/Derickson 2013) verfahren würde, diese Kritiken heben sich entweder gegeneinander auf oder sie ignorieren den Umstand, dass absolut jedweder Form politischer Programmatik „Herrschaftlichkeit“ nachgesagt werden kann.

Entsprechendes gilt m. E. für die strukturell analog angelegte Kritik an jeder Form von Resilienzanalytik, die darauf abzielt, dass mit dieser „Kritik und Konflikt“ (Graefe 2019: 195) nicht konzipierbar wären und diese somit schlicht konformitätsorientiert angesichts der „jederzeit mögliche[n] Katastrophe“ (Graefe 2019: 195) argumentieren und für reine „Anpassung“ (so Graefe 2019, Staab 2022) votieren würde. Eine irritierende Kritik angesichts einer sozial- und humanökologischen Forschung, die sich gerade mit Katastrophen, Disruptionen und Desastern intensiv beschäftigt, kontrovers darauf bezogene Maßnahmen diskutiert und potentielle Szenarien als Reaktion auf diese durchspielt.

9) Widersprechen möchte ich zudem der Kritik, dass im Resilienzkonzept (wie gesagt: welches eigentlich wird in dieser Kritik adressiert?) eine problematische „implizierte Zeitlichkeit“ obwalte, „die einerseits den Rückbezug auf eine idealisierte Vergangenheit, andererseits den Vorgriff auf die katastrophische Zukunft nahelege und damit im Umkehrschluss eine kritische Auseinandersetzung mit gegenwärtigen Problemen und politischen Prozessen erschwere“ (so Graefe 2019: 184 unter Rekurs auf Boke 2015). In die gleiche Richtung geht die These von Staab (2022: 99), im Resilienzkonzept ließe sich ein „post-progressives Zeitverhältnis“ identifizieren.

Demgegenüber ist für zentrale Beiträge der sozialökologischen Forschung gerade die Reflexion komplexer Zeitlichkeiten, ihrer Mehrschichtigkeit, potentiellen Gegenläufigkeit u.s.w. charakteristisch, die den Blick eben auf verschiedene mögliche Zukunftshorizonte und diesbezüglich erforderliche Transformationen lenkt. Dabei denkt sie „Fortschritt“ eben nicht mehr mit klassischem, von einem linearen Vorstellungshorizont getragenen Fortschrittsgestus, sondern – zumindest seit Holling (1973), aber auch Bühl (1990) – progressiv in Konstellationen nicht-linearer Potentialitäten.

10) Weiterhin scheint es mir immer wieder erneut an einer präzisen Fassung des Verhältnisses von „Resilienz“ und „Vulnerabilität“ zu hapern. Denn weder sind dies aus der hier vertretenen Perspektive Gegenbegriffe, noch auch handelt es sich einfach nur um eine „wechselseitige Bedingtheit“ von Resilienz und Vulnerabilität (Graefe 2019: 191). Sondern Vulnerabilität muss aus meiner Sicht als intrinsisches Moment von Resilienz begriffen werden. Und das in zweierlei Hinsicht: einmal insofern jede ‚Resilienzmaßnahme‘ Vulnerabilitäten am Maßnahmenobjekt erzeugt oder zumindest erzeugen kann und sodann insofern, als jede ‚Resilienzmaßnahme‘ Vulnerabilitäten an anderen Objekten erzeugt oder erzeugen kann. Zumindest also konzeptionell scheint es mir für eine solide Analyse unabdingbar davon auszugehen, dass Resilienz im Prinzip ebenso viele Vulnerabilitäten lösen wie auch erzeugen kann – wenn womöglich auch erst in Strukturen längerer Dauer. Es ist eben stets auch von einer dunklen Seite von Resilienz auszugehen bzw. diese nicht *a priori* auszuschließen.

Und dieser Aspekt lässt sich noch verlängern, wenn man an einer normativ-neutralen Fassung des Resilienzbegriffs festhält. Denn geht man davon aus, dass Resilienz bzw. die Resilienz von „x“ nicht *a priori* etwas Gutes ist, insofern eben nicht Alles und Jedes erhaltens- und/oder bewahrenswert – und sei es auch in transformierter Gestalt – ist, dann wird offenkundig, dass ebenso von einer Resilienz des Terrorismus oder eben einer Resilienz terroristischer Gruppen gesprochen bzw. diese analysiert werden kann (vgl. Endreß/Grimm/Rampp 2023 i.V.). Auch an dieser Stelle ist also an die

Perspektivität des jeweils eingenommenen Beobachtungsstandpunktes zu erinnern.

11) Es geht deshalb m. E. darum, ein Prozessverständnis von Resilienz zu akzentuieren, das sich von Linearitätsannahmen verabschiedet und stattdessen auf die Dialektik von Kontinuitäten und Diskontinuitäten abstellt (durchaus im Anschluss an Holling's Prinzip nicht-linearer Komplexität: 1973: 18 u. ö.). Diese Konzeption offener Prozessualität (vgl. Endreß 2015, 2022b, Rampp 2020, 2022) nimmt eben Abstand von – erstens – einem engen system-bezogenen Denken für eine Resilienzanalyse, von – zweitens – einem Denken in Teleologien und von – drittens – einer normativen Aufladung des Resilienzverständnisses (vgl. Endreß/Rampp 2015). Es öffnet eine sozialkonstruktive Erklärungsperspektive (vgl. Endreß 2019) für einen Bezug auf objektive Möglichkeiten mit Blick auf die Wechselwirkungen aller Skalierungsebenen (Mikro, Meso, Makro) und mit Blick auf die Verflechtungen multipler Zeitschichten (kurz-, mittel- wie langfristig).

Der Vorschlag geht insgesamt dahin, Resilienz als Reflexionsfolie für turbulente Zeiten zu nutzen – und wer wollte bestreiten, dass die Gegenwart als eine solche zu beschreiben wäre. In Zeiten also, die primär durch die Wahrnehmung von Spannungen und Ambivalenzen gekennzeichnet sind. Und derartige Zeiten verlangen nach einer Reflexionsfolie, die die Dynamik von Krisen-Kaskaden in ihrer *Perspektivität* (aufgrund von Standpunktabhängigkeiten), *Relationalität* (aufgrund komplexer Wechselwirkungskonstellationen) und *Temporalität* (aufgrund unterschiedlicher Geschwindigkeiten, unterschiedlicher Zeitlängen und unterschiedlicher Zeitebenen) potentiell zu fassen vermag.

Es geht insofern um eine Analytik reflexiver Resilienz in der soeben ansatzweise skizzierten Form, d. h. um eine Resilienzanalyse, die nicht nur „dynamische Stabilitäten“ (Bühl 1990) oder „dynamische Stabilisierungen“ (Rosa 2016: 671ff., 2018), sondern – wie ich vorschlagen möchte zu formulieren – *stabilisierende Dynamisierungen* bzw. *stabilisierende Dynamiken* ins Zentrum ihrer Aufmerksamkeit rückt und damit auch Kaskadeneffekte bedenken kann (dies nicht zuletzt auch im Gegenzug zu den Thesen von Bonß (2015: 28f.) und Staab (2022: 88f.)). Damit grenzt sich die hier vertretene Position vom Verständnis eines m. E. von Bonß (2015: 28) und Staab (2022: 86ff.) lediglich vermeintlich eingeführten „reflexiven Resilienzbegriffs“ ab, da es beiden Autoren lediglich unter Bezug auf Prozesse der Mitigation (Milderung) und der Protektion (Schutz) darum geht, einfach nur „Schlimmeres zu verhindern“ (Staab 2022: 88). Welche Schlussfolgerungen ergeben sich aus dieser Positionsbestimmung nun konkreter für das Thema „Verbraucherresilienz“?

3. Resilient Verbrauchende und resilienter Verbrauch in der Gegenwart?

Es gilt wohl, das ist inzwischen als nahezu trivial anzusehen, eine Perspektive auf die gesellschaftliche Handlungsform des Verbrauchens zu entwickeln mit Blick auf das bzw. im Sinne des soeben skizzierten Verständnisses von Resilienz. Verbrechen ist danach als stets gesellschaftliche Tätigkeit zu begreifen und dessen Rahmenbedingungen entsprechend in gesamtgesellschaftlicher Hinsicht zu reflektieren. Auch Verbrechen ist ein Handeln, welches im Kontext spezifischer Strukturen situiert ist und durch seinen Vollzug Strukturen erzeugt. Verbrechen kennt Akteurinnen und Akteure als Verbrauchende sowie Strukturen, innerhalb derer sich deren Verbrauch vollzieht bzw. ohne die dieser wiederum nicht denkbar und nicht möglich ist. Mit der zuvor skizzierten Resilienzperspektive lassen sich nun m. E. in noch deutlich präziserer Form der Vollzug und die Verhältnisse, in denen jedes Verbrechen steht, akzentuieren.

Mit dem Titel des vorliegenden Beitrages soll in dieser Perspektive ein komplexes vierstelliges Verhältnis zum Ausdruck gebracht werden: der gleichzeitige, gleichrangige und gleichgewichtige – will sagen – dialektische Bezug der vier Dimensionen von „resilient Verbrauchenden“, „resilienten Verbrauchenden“, „resilientem Verbrauch“ und „resilient Verbrauchbarem“. Hier zielt das Stichwort „resilient Verbrauchende“ auf die Dimension des Maßhaltens, das der „resilienten Verbrauchenden“ auf die Dimension der Gesundheit, das des „resilienten Verbrauchens“ auf die Dimension der Produktion bzw. der Vermeidung von Müll, und schließlich das des „resilient Verbrauchbaren“ auf die Dimension der Ressourcen. Die Unterscheidung dieser vier Dimensionen ist dabei selbstverständlich eine analytische, denn im konkreten Vollzug eines Verbrauchens verschränken sich diese Dimensionen im Rahmen einer Praxis.

Auf dem Weg zu einem gesellschaftlichen Verständnis des resilient Verbrauchbaren, also der begrenzt verfügbaren Ressourcen, scheint die deutsche Gesellschaft partiell zu sein, ob ihre Bürgerinnen und Bürger auch auf dem Weg zu einem Selbstverständnis als resilient Verbrauchende, zur Einsicht in eine Lebensführung als resilienten Verbrauchenden sowie zu einer Praxis resilienten Verbrauchens sind, das scheinen noch eher ziemlich offene Fragen zu sein. Denn angesichts einer vielfach zu beobachtenden Haltung der Individualisierung von Gewinn und der Externalisierung von Kosten scheint das eher unwahrscheinlich. Entsprechend scheint beim Blick auf die vier Dimensionen eine „Alles, bloß nicht bei uns“-Haltung durchaus ausgeprägt – so titelte eine deutsche Tageszeitung im Sommer des Jahres 2022 mit Blick auf die energiepolitischen Auseinandersetzungen u. a. über die Standorte von

Windkraftanlagen (FAZ 2022–08–20). Ein weiteres aktuelles Beispiel dafür ist in sowohl individueller wie auch in gesellschaftlicher und politischer Hinsicht die sog. „Gaskrise“. Denn das 200-Milliarden-Euro-Paket der Bundesregierung stellt in internationaler Hinsicht *de facto* eher eine Politik des „Germany first“ dar und die beschlossene „GaspPreisbremse“ einen Versuch der Abfederung von Effekten lediglich auf der Ebene individueller Haushalte bzw. Unternehmen zu Lasten sowohl aller Steuerzahlenden wie auch der anderen europäischen Mitgliedsstaaten.

Die Reihe aktueller Phänomene und Beispiele in dieser Richtung lässt sich problemlos verlängern: So stehen im Hinblick auf die Diskussion um „Lieferketten“ der potentielle Versorgungskollaps aufgrund hoher Energiepreise und das Problem zunehmenden Personalmangels sowohl neben Erörterungen zum Umgang mit der Abhängigkeit von China (nicht nur aufgrund der Orientierung auf Billigprodukte, sondern ebenso aufgrund von Monopolstellungen im Bereich von Produktionen und im Warenverkehr) als auch neben Debatten über die Verfügbarkeit kritischer Rohstoffe (wie seltener Erden und Metalle). Und auch die objektiv nicht anders als eine Zerstörung von Einkaufsinfrastrukturen vor Ort zu beschreibende Praxis forciertes Online-Bestellungen – ganz abgesehen von den immensen Verpackungsressourcen für diese – wäre hier ebenso anzuführen. Handelt es sich doch um einen Prozess, der dann aufgrund eben dieses Zerstörungspotentials das Einkaufen online paradoxerweise wieder befördert, wenn nicht gar notwendig macht.

Vergleichbare Ambivalenzen durchziehen zahlreiche weitere Lebensvollzüge: So die Vermeidung von Plastikmüll und die Suche nach „nachhaltigen Verpackungen“ (FAZ 2022–08–16); die mit dem vormaligen 9-Euro-Tickets und nunmehr der Einführung seines Nachfolgers, des 49-Euro-Tickets, grundsätzlich verbundene wie darüber hinaus gehende Frage nach der Realisierbarkeit eines kostenlosen Nahverkehrs (wie dies nun erstmals in Europa in Luxemburg umgesetzt wurde); die Favorisierung von Soja-Produkten angesichts der Frage, welche Schäden der massive Soja-Anbau zugleich verursacht; die Frage des Fleisch-Konsums im Horizont der Frage, welche Tierhaltung jeweils hinter den Produkten steht bei anhaltend hohem Fleisch-, Fisch- und Wurstverbrauch; der Gebrauch von Mobiltelefonen, also Handys, und das damit einhergehende Problem sowohl der Beschaffung der seltenen Metalle als auch der unmenschliche und Kinderarbeit nutzende Prozess der Gewinnung dieser Rohstoffe; oder – dies als abschließendes Beispiel – der fortgesetzte Konsum günstiger, wenn nicht gar billiger Kleidungsstücke angesichts extrem verbrauchender und menschenunwürdiger Produktionsbedingungen (Produktionsorte, Produzierende und ihre Löhne).

Dieser letzte Gesichtspunkt führt nochmals auf einen Aspekt, der nun abschließend erneut etwas provokativ aufgegriffen sei: Sind die Verbrauchenden – gerade auch in diesem Land – nicht geradezu zum „Überkonsum“ sozusagen „erzogen“ worden? Denn in der Konsequenz eines fortschreitenden Kampfes um Marktmacht mittels des Instruments des Preiskampfes liegt die Logik eines Sich-immer-mehr-Leisten-Könnens angesichts niedriger Preise ebenso wie die weitere Logik eines Sich-stets-Neues-zu-kaufen, also eine Praxis des Wegschmeißens und Entsorgens. Dies zumal, als Reparaturen entweder teurer als neue Produkte oder aber aufgrund von Produktionsformen gar nicht mehr möglich sind. Und das führt erneut zur gesellschaftlichen Dimension des Problems: Haben hier nicht gerade Strukturen – Markt, Politik, Marktregulierungsformen, Verbraucherpolitik etc. – versagt (vgl. dazu auch Lamla 2013)?

In welchen Hinsichten finden hier alle vier Dimensionen – es handelt sich, wie gesagt, dabei um eine lediglich analytische Unterscheidung – der Frage nach „Verbraucherresilienz“ in angemessener Weise Berücksichtigung: also resilient Verbrauchende (Maßhalten), resiliente Verbrauchende (Gesundheit), resilientes Verbrauchen (Müll) und resilient Verbrauchbares (Ressourcen)? Diese vier Dimensionen lassen sich mit Blick auf konkrete Lebensführungspraktiken unschwer konkretisieren: So die Dimension „Maßhalten“ mit Blick bspw. auf den Zuckerkonsum, das Statusobjekt Auto, die Wahl von Urlaubsreisen, den Kauf von Kleidung oder auch die Erwartung, ganzjährig jedes Gemüse und jedes Obst verfügbar zu haben. Mit Blick auf die Dimension „Gesundheit“ wäre bspw. an die körperlichen Aspekte Bewegung, Gewicht und Vorsorge zu denken. Hinsichtlich der Dimension „Müll“ steht grundsätzlich die Anforderung weniger davon zu erzeugen im Raum wie auch die, Recycling-Möglichkeiten zu bedienen, Mehrfachnutzung zu realisieren sowie – nicht nur mit Blick auf die Reduzierung von Plastikverpackungen – generell auf die Abbaubarkeit von Materialien zu achten. Und schließlich verweist die Dimension „Ressourcen“ mit dem übergeordneten Thema der Nachhaltigkeit u. a. auf die Bedeutung regenerierbarer Energien oder auch darauf, generell die Herkunft und damit die Produktionsbedingungen wie auch die verwendeten Materialien beim Kauf von Produkten zu beachten.

4. Ausblick

Von einer „Zeitenwende“ beim Konsumverhalten“ war unlängst in den Nachrichten zu hören (Tagesschau 2022–10–06) und ein „radikaler Kon-

sumverzicht“ wird bisweilen medial propagiert (FAZ 2022–09–06, NZZ 2022–07–30, taz 2022–08–06/07). Aber welche Zumutungen sind Verbrauchenden – gerade auch aktuell angesichts der Folgen des Überfalls auf die Ukraine – politisch darzustellen? Was ist hier legitim bzw. was wird als legitim angesehen werden? Welche Grenzen und/oder Schwellenwerte gilt es zu beachten? Kurzum: *Wann* sind Verbrauchende *wie* hinsichtlich *welchen* Verbrauchs betroffen? Und *was* ist hier die jeweils relevante Bezugsgröße für Zumutbares?

Auch wenn Opulenz und Überkonsum milieubezogenen offensichtlich immer wieder Probleme darstellen und gerade auch der Ressourcenverbrauch derjenigen, die über (weit) überdurchschnittliche Einkommen verfügen, ökologische Bilanzen beeinträchtigt und solchermaßen das Sparen einer breiten Masse von Haushalten zu unterlaufen droht, so scheint gleichwohl eine – wie ich es nennen möchte – Politik der V-Worte, also ein ebenso nachdrückliches wie normativ gesättigtes Insistieren lediglich auf Verbot, Verzicht, Verlust kaum geeignet, motivationale Ressourcen zu mobilisieren. Viel eher wäre m. E. für Kriterien des Maßhaltens zu werben und damit eher eine Kultur der Entwicklung von Maßstäben und deren Gewichtung im Verhältnis zueinander zu etablieren bzw. auf den Weg zu bringen. Das lässt sich aktuell konkretisieren bspw. im Hinblick auf Debatten darüber, wo Windräder aufgestellt werden sollen oder auch wo Endlager platziert werden können (man denke aktuell an den Streit um den neuen Standort in der Schweiz nahe der deutschen Grenze). Aber auch die Fragen, wer, wo, wie und wann Wasser und Gas sparen kann bzw. diese gespart werden sollen bzw. können, gehören hierher.

Die Schlussfolgerung aus diesen Problematisierungen muss wohl notwendigerweise ebenso offen wie ambivalent ausfallen: „Verbraucherresilienz“ in der hier entfalteten Vierfachbedeutung von resilient Verbrauchenden, von resilientem Verbrauchen, von resilienten Verbrauchenden und resilient Verbrauchbarem ist ein auf-Dauer-gestellter und auf-Dauer-zu-stellender Abwägungsprozess zwischen vergangenen Erfahrungen, gegenwärtigen Einsichten und zukünftigen Erwartungen. Antworten müssen hier wohl immer wieder je neu erarbeitet, in intergenerationeller Perspektive vermittelt und um die Plausibilität der herangezogenen Maßstäbe für die jeweiligen Antworten geworben werden.

Es geht m. E. um eine integrale Perspektive auf Produktionsressourcen, Produkte, Produzierende/Konsumierende sowie Produktabfälle. Es geht um Fragen nach Relevanzkriterien und um die Hierarchie von Relevanzen. Es geht um die individuelle Seite resilienten Verbrauchs (gesund, günstig, gefällig) im unmittelbaren Zusammenhang mit dessen gesellschaftlicher Seite

(ökologisch, ökonomisch, ökotrophologisch). Es geht also um die Suche nach neuen Maßstäben, nach einer Neujustierung der Relevanzkriterien für Konsum, d. h. für den Vollzug von Verbrauch, also für Praktiken des Verbrauchens, wie für die Strukturen des Verbrauchs, also für die Erzeugung des Verbrauchbaren sowie die Entsorgung des Verbrauchten.

Eine – die vorgetragenen Abgrenzungen gegenüber einem naiven Resilienzverständnis berücksichtigende – Reflexionsperspektive geht dabei nicht von linearen Verläufen aus, eruiert und erwartet vielmehr dauerhaft Nebenfolgen, beansprucht für die auf den Weg gebrachten Maßnahmen keine absolute, sondern eine stets nur unter Vorbehalt („bis auf Weiteres“) stehende Angemessenheit, hütet sich so vor jeder Überhöhung der Normativität der eigenen Perspektive und nimmt die für den sozialökologischen Diskurs selbstverständliche Perspektive langer Dauer für Fragen gesellschaftlicher und damit eben auch für die zu eruiierenden Konturen einer je gegenwärtigen Verbraucherresilienz auf.

Resilienz also – das nochmals zur Erinnerung – als die gegenüber Nachhaltigkeit breitere und gegenüber Nachhaltigkeit deutlicher in die Zukunft weisende Reflexionsperspektive (vgl. auch Barry 2012: 84). Das Ideal von Resilienz ist gerade nicht „die adaptive Gesellschaft“ (so jüngst Staab 2022), sondern eine sich reflexiv transformierende *Gesellschaft stabilisierender Dynamisierungen* und damit eben nicht eine naiv an einem veralteten Fortschrittsbegriff orientierte und festhaltende Perspektive. Kein Imperativ also der „Entpolitisierung“ (so Staab 2022: 31, 191), sondern der Aufklärung und Reflexivität – eines Denkens in Nebenfolgendynamiken sowie einer Dialektik von Kontinuitäten und Diskontinuitäten.

Zusammenfassend: Ja, Resilienz bedeutet wesentlich ‚Widerstandsfähigkeit‘. Worauf es aber vor allem ankommt, das ist die Bedeutung, die mit diesem Begriff bzw. dieser Vorstellung – sozialwissenschaftlich, aber gerade auch gesellschaftspolitisch – verbunden wird. Und hier will der vorliegenden Beitrag als ein eindringliches Plädoyer *gegen* ein schlichtes Linearitätendenken, gegen einfach Kausalitäten, gegen voreilige Normativitäten und gegen einen subjektbezogenen Reduktionismus und somit umgekehrt als ein Plädoyer *für* die Analyse komplexer Dynamiken in einer Perspektive langer Dauer verstanden werden. Einige der Implikationen, die eine solche Perspektive für das dialektische Verhältnis von ‚resilient‘ Verbrauchenden, von ‚resilienten‘ Verbrauchenden, von ‚resilientem‘ Verbrauchen und von ‚resilient‘ Verbrauchbarem haben kann, wurden im Zuge der vorstehenden Überlegungen hoffentlich deutlich.

Resilienz ist also nicht ein auf einen Status quo hin orientiertes „Wie bleiben wir widerstandsfähig?“ oder auf ein retro-orientiertes „Früher war

alles besser“ zu reduzieren, sondern Resilienz lässt sich konstruktiv fassen als Perspektive auf die sich in einer Gegenwart eröffnenden *objektiven Möglichkeiten*. Und das heißt konkret auf Fragen danach:

- Welchen Dynamiken sieht sich eine Gesellschaft aktuell gegenüber?
- Welche gesamtgesellschaftlichen Herausforderungen lassen sich aufgrund dieser Dynamiken absehen?
- Welche Innovationen können angesichts dieser Szenarien verfolgt werden?
- Welche Innovationschancen können angesichts gemachter Erfahrungen, aktueller Einsichten und zukünftiger Erwartungen eröffnet werden?
- Welche Nebenfolgen und Nebenfolgendynamiken müssen dabei beachtet werden?
- Und konkret auf den hier leitenden Reflexionszusammenhang: Welche Neujustierungen des Konsumverständnisses, des Verständnisses von „Verbrauch“ und „Verbrauchen“ sind erforderlich?

Die formale Offenheit sowohl des Begriffsverständnisses wie auch der Fragen ist dabei keineswegs Makel oder Schwäche, sondern vielmehr Konsequenz und Stärke aufgrund der Einsicht in die Absage an alle einfachen Vorstellungen von schlichter Linearität, selbstgewisser Normativität und einfacher Kausalität. Und für die Kommunikation von Verbraucherpolitik wie Verbraucherberatung bedeutet das dann:

Auch „Verbraucherpolitik“ formt (prägt, konfiguriert) die gesellschaftlichen Perspektiven auf und die Relevanzkriterien von Verbrauch wie Verbrauchenden. Und die Einschwörung auf „Verzicht“ und „Verlust“ und „Verbot“ auf ein „den Gürtel enger schnallen“ und „Sparen“ signalisiert hier womöglich eher schon die zur Selbstverständlichkeit gewordene Opulenz, die Gier des „immer mehr“ (vgl. auch Lepenies 2022) und die zur Selbstverständlichkeit gewordene Praxis des „Überkonsums“. Aber auch das bedarf natürlich einer soziostrukturellen Reflexion: es geht hier nicht um jedweden Verbrauch, also nicht um den bspw. zur Existenzsicherung erforderlichen, das sollte klar sein. Womöglich bedarf es dann anderer, neuer Kategorien, um im öffentlichen Raum die Maßstäbe neu justieren zu können und die Frage „Wie kommunizieren über Vertretbarkeit und Versorgungsgüter?“ gesamtgesellschaftlich anschlussfähig und plausibel zu beantworten. „Verbraucherresilienz“ bedarf m. E. auf allen vier unterschiedenen Dimensionen des Maßhaltens; und zwar auf allen Ebenen der am Verbrauch Beteiligten, also nicht nur auf derjenigen der Verbrauchenden. Und eine solche integrale theoretische Perspektive auf Strukturen, Produzierende und Konsumierende bzw. Verbrauchende (vgl. dazu auch Bögenhold 2000, 2016) verlangt ebenso

den Blick auf habitusformierende Effekte gesellschaftlicher Rahmenbedingungen in einer Untersuchungseinstellung langer Dauer.

Literatur

- Barry, John (2012) *The Politics of Actually Existing Unsustainability. Human Flourishing in a Climate-Changed, Carbon-Constrained World*, New York: Oxford University Press.
- Bögenhold, Dieter (2000) Konsumsoziologie und soziologische Theorie, in: Doris Rosenkranz/Norbert F. Schneider (Hg.), *Konsum. Soziologische, ökonomische und psychologische Perspektiven*, Opladen: Leske + Budrich, S. 95–116.
- Bögenhold, Dieter (2016) *Konsum: Reflexionen über einen multidisziplinären Prozess*, Wiesbaden: Springer VS.
- Boke, Charis (2015) Resilience's problem of the present: reconciling social justice and future-oriented resilience planning in the transition town movement, in: *Resilience. International Policies, Practices and Discourses* 3 (3), S. 207–220.
- Bonß, Wolfgang (2015) Karriere und sozialwissenschaftliche Potenziale des Resilienzbegriffs, in: Martin Endreß/Andrea Maurer (Hg.) *Resilienz im Sozialen. Theoretische und empirische Analysen*, Wiesbaden: Springer VS, S. 15–31.
- Bousquet, Francois / Quinn, Tara / Therville, Clara et al. (2021) Social and ecological systems resilience, in: Michael Ungar (Hg.), *Multisystemic Resilience*, Oxford: Oxford University Press, S. 705–724.
- Bracke, Sarah (2016) Bouncing Back: Vulnerability and Resistance, in: Judith Butler/Zeynep Gambetti/Leticia Sabsay (Hg.), *Vulnerability in Resistance*, Durham/London: Duke University Press, S. 52–75.
- Bröckling, Ulrich (2017) Resilienz: Belastbar, flexibel, widerstandsfähig, in: ders., *Gute Hirten führen sanft. Über Menschenregierungskünste*, Berlin. Suhrkamp, S. 113–139.
- Bühl, Walter L. (1990) *Sozialer Wandel im Ungleichgewicht. Zyklen, Fluktuationen, Katastrophen*, Stuttgart: Enke.
- Chandler, David / Reid, Julian (2016) *The Neoliberal Subject. Resilience, Adaptation and Vulnerability*, Lanham: Rowman & Littlefield.
- Endreß, Martin (2015) Resilienz als Prozess – eine neue Perspektive auf gesellschaftliche Prozesse, in: Michael Thomas/Ulrich Busch (Hg.), *Transformation im 21. Jahrhundert. Theorien – Geschichte – Fallstudien*, Berlin: trafo, Bd. 1, S. 115–131.
- Endreß, Martin (2019) The Socio-Historical Constructiveness of Resilience, in: Benjamin Rapp/ders./Marie Naumann (Hg.), *Resilience in Social, Cultural and Political Spheres*, Wiesbaden: Springer VS, S. 41–58.

- Endreß, Martin (2022a) Resilienz im Diskurs – Für ein reflexives Resilienzverständnis. Eine Einleitung, in: ders./Benjamin Rampp (Hg.), Resilienz als Prozess. Beiträge zu einer Soziologie von Resilienz, Wiesbaden: Springer VS, S. 1–16.
- Endreß, Martin (2022b) Zur Analytik von Prozessualität, in: ders./Benjamin Rampp (Hg.), Resilienz als Prozess, Wiesbaden: Springer VS, S. 159–191.
- Endreß, Martin / Grimm, Lars / Rampp, Benjamin (Hg.) (2023) Resilienz des Terrorismus, Wiesbaden: Springer VS (i.V.).
- Endreß, Martin / Rampp, Benjamin (2015) Resilienz als Perspektive auf gesellschaftliche Prozesse. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie, in: Martin Endreß/Andrea Maurer (Hg.), Resilienz im Sozialen. Theoretische und empirische Analysen, Wiesbaden: Springer VS, S. 33–55.
- Folke, Carl (2006) Resilience: The emergence of a perspective for socio-ecological systems analyses, in: *Global Environmental Change* 16, S. 253–267.
- Folkers, Andreas (2018) Das Sicherheitsdispositiv der Resilienz. Katastrophische Risiken und die Biopolitik vitaler Systeme, Frankfurt/M./New York: Campus.
- Graefe, Stefanie (2019) Resilienz im Krisenkapitalismus. Wider das Lob der Anpassungsfähigkeit, Bielefeld: transcript.
- Graefe, Stefanie / Becker, Karina (Hg.) (2021) Mit Resilienz durch die Krise? Anmerkungen zu einem gefragten Konzept, München: Oekom.
- Gunderson, Lance H. / Holling, C. S. (Hg.) (2002) *Panarchy. Understanding Transformation in Human and Natural Systems*, Washington/Covelo/London: Island Press.
- Holling, C. S. (1973) Resilience and Stability of Ecological Systems, in: *Annual Review of Ecology and Systematics* 4, S. 1–23.
- Karidi, Maria / Schneider, Martin / Gutwald, Rebecca (Hg.) (2018) Resilienz. Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation, Wiesbaden: Springer VS.
- Lamla, Jörn (2013) *Verbraucherdemokratie. Politische Soziologie der Konsumgesellschaft*, Berlin: Suhrkamp.
- Lepenes, Philipp (2022) *Verbot und Verzicht. Politik aus dem Geiste des Unterlassens*, Berlin: Suhrkamp.
- Lorenz, Daniel F. (2010) The diversity of resilience: contributions from a social science perspective, in: *National Hazards* 67 (1), S. 7–24.
- MacKinnon, Danny / Derickson, Kate Driscoll (2013) From Resilience to Resourcefulness, in: *Progress in Human Geography* 37 (2), S. 253–270.
- Müller, Sebastian (2022) *Die Grenzen des Konsums. Eine Verantwortungstheorie der Konsumentenrolle*.
- Rampp, Benjamin (2020) Strategies, Dispositions and Resources in Multi-Level Resilience Processes, in: Martin Endreß/Lukas Clemens/ders. (Hg.), *Strategies, Dispositions and Resources of Social Resilience*, Wiesbaden: Springer VS, 59–79.

- Rampp, Benjamin (2022) Von sozialen Prozessen, Relationen und Konstruktionen. Analytische Potenziale des Resilienzansatzes aus soziologischer Perspektive, in: Martin Endreß/ders. (Hg.), Resilienz als Prozess. Beiträge zu einer Soziologie von Resilienz, Wiesbaden: Springer VS, S. 123–158.
- Rosa, Hartmut (2016) Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung, Berlin: Suhrkamp.
- Rosa, Hartmut (2018) Analyse, Diagnose, Therapie? Versuch einer kritischen Neubestimmung der spätmodernen Sozialformation, in: Uwe Bittlingmayer et al. (Hg.), Handbuch Kritische Theorie, Wiesbaden: Springer Reference Sozialwissenschaften, https://doi.org/10.1007/978-3-658-12707-7_69-1.
- Rungius, Charlotte / Schneider, Elke / Weller, Christoph (2018) Resilienz – Macht – Hoffnung. Der Resilienzbezug als diskursive Verarbeitung einer verunsicherten Moderne, in: Maria Karidi et al. (Hg.), Resilienz. Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation, Wiesbaden: Springer VS, S. 33–59.
- Slaby, Jan (2016) Kritik der Resilienz, in: Franz Kuzbacher/Peter Wüschner (Hg.), Was ist Haltung? Begriffsbestimmung, Positionen, Anschlüsse, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 273–298.
- Staab, Philipp (2022) Anpassung. Leitmotiv der nächsten Gesellschaft, Berlin: Suhrkamp.
- Ungar, Michael (Hg.) (2021) Multisystemic Resilience. Adaptation and Transformation in Contexts of Change, Oxford: Oxford University Press.
- Wink, Rüdiger (Hg.) (2016) Multidisziplinäre Perspektiven der Resilienzforschung, Wiesbaden: Springer VS.